

Allahs ist der Osten und der Westen.
Er leitet, wen Er will,
auf den geraden Weg.
(Koran 2.142)

Verschleierung

Kabul, Mittwoch 14.3.1984, 6.30 h

Am 13. März, Dienstagabend, war ich mit Assad-Ullah, einem Gebietskommandanten der afghanischen Freiheitskämpfer, den *Mudschahedin*, im Haus seiner Mutter am südlichen Stadtrand von Kabul eingetroffen. Ich hatte die herzliche Gastfreundschaft der Familie genossen, war begrüßt worden wie eine heimgekehrte Tochter und saß bis in die Nacht mit den Frauen des Hauses zusammen auf den am Boden liegenden Baumwollmatten, trank Tee und redete mit ihnen über das für sie wichtigste Thema überhaupt: die Familie. Sie fragten mich über alles aus, was sie dabei interessierte.

»Hast du Mutter und Vater?« – »Ja.« – »Leben die noch?« – »Ja.« – »Hast du Geschwister?« – »Ja, eine Schwester.« – »Hast du einen Mann und Kinder?« – »Nein.« – »Warum nicht, du bist doch schon 24, du musst bald heiraten, sonst bist du zu alt.« – »Seit wann bist du in Kabul?« – »Seit sechs Monaten.« – »Was hast du an der Universität gemacht?« – »Paschtu und Dari studiert.« – »Warum willst du nach Pakistan?« – »Ich will nicht zurück in die DDR.« – »Ist das Ostdeutschland?« – »Ja.« – »Da regieren doch die Kommunisten.« – »Ja.«

Schließlich sagte eine ältere Frau: »Es ist gut, dass du mit dem Kommunismus Schluss gemacht hast. Hier wollen sie auch den Kommunismus einführen. Aber diese neuen Sitten in Kabul sind schlecht für unser Land. Mein Sohn wird dir hel-

fen, nach Pakistan zu kommen. Dann kannst du entscheiden, was du tun willst. Kennst du auch die *Kalima*?«

»Ja«, antwortete ich und dankte im Stillen meinen Professoren der Humboldt-Universität in Berlin für den umfassenden Islamkunde-Unterricht, der auch das Glaubensbekenntnis der Moslems zum Inhalt hatte.

»Sag sie doch mal auf!«, forderte mich eine andere Frau auf.

So sprach ich zur Zufriedenheit aller die drei arabischen *Kalima*, die für mich wie Zauberformeln wirkten:

»*Bismillah ar-Rahman ner-Rahim* – Im Namen Allahs, des Erbarmers des Barmherzigen. *La illah-hi illala wa Muhammad Rassul Allah* – Es gibt keinen Gott außer Allah und Mohammad ist sein Gesandter. *Allah-hu akbar* – Allah ist größer.«

»*Afarin* – ausgezeichnet«, lobten mich die Frauen und nickten mir lächelnd zu.

»Ah, du bist Muslima geworden, gut, gut«, kommentierte die *Madar-Kalan*, die Oma, aus ihrer Ecke, »willst du nicht einen *Mudschahed* heiraten?«

Ich war belustigt über das Angebot und versteckte mein Gesicht hinter den Händen. Ich konnte ja nicht wissen, wie ernst sie das meinte. Und was ich zu dem Zeitpunkt noch nicht ahnte: Das gleiche Angebot würde mir noch des Öfteren unterbreitet werden.

Nachdem nun alles gefragt und gesagt war, verteilten die Frauen und Mädchen weitere Matratzen im Zimmer, die sie von einem hohen Stapel aus der Ecke des Zimmers holten. Endlich legten sich alle schlafen. Die Frauen und Kinder schliefen in einem Zimmer, die Männer und älteren Jungen, die sich nicht im Frauenzimmer aufhalten durften, in einem Nebenzimmer.

Aufgeregt vom Ausgang dieses Tages, drehte ich mich noch hin und her und schlief dann schließlich ein. Mitten in der

Nacht wachte ich auf, weil ich Bauchkrämpfe hatte und dringend auf die Toilette musste. Traditionelle afghanische Häuser haben jedoch keine Toilette mit Sitz und Wasserspülung, sondern man geht im wahrsten Sinne des Wortes auf das Häuschen im Hof. Man muss eine kleine Holz- oder Lehmterrasse hochsteigen, um auf das Dach des Toilettenhäuschens zu gelangen. Dort zielt man in ein kleines Loch in der Mitte des Daches das große Geschäft, während das kleine Geschäft eine Lehmrinne entlangläuft und draußen in den offenen stinkenden Abwasserkanal tropft. Damit man dabei nicht nass wird oder einen Sonnenstich bekommt, gibt es immerhin ein Dach darüber. Die Seiten sind halb hoch ummauert. Alle paar Wochen wird das Innere des Häuschens entleert und als Dung für die Felder verwendet.

Ich schlich mich also nach reiflicher Überlegung aus dem Zimmer.

»*Kudscha meeri?* – Wo gehst du hin?«, wollte gleich eine wachsamer männliche Stimme aus der Ecke des Hofes wissen.

»Aufs Klo«, flüsterte ich zurück.

»Weißt du, wo es ist? Brauchst du Hilfe?«, fragte die Stimme wieder.

»Ja, ich weiß, wo es ist, und nein, danke, ich brauche keine Hilfe. Es geht schon«, flüsterte ich so entschlossen wie möglich und kletterte die ausgetretenen Stufen der Holzterrasse hoch.

Ein greller Lichtblitz blendete mich unvermittelt, ich fühlte mich irgendwie ertappt. Doch es war nur einer der zwei riesigen Scheinwerfer auf dem *Asamai*-Berg mitten in Kabul, der die Stadt und die umliegenden Berge ableuchtete, um Mudschedin aufzuspüren und bei ihren vorwiegend nächtlichen Aktionen zu stören.

Heute Morgen, es war noch stockdunkel draußen, sollte ich mich umziehen, mir afghanische Kleidung anziehen: eine weiße, lange, pyjamaartige Hose mit Spitzenmuster am unteren

Rand und einem sehr weiten Bund, der von einer Schnur zusammengerafft und gehalten wird, ein weinrotes wadenlanges Kleid aus dickem Baumwollstoff mit kleinen aufgedruckten schwarzen Blüten, etwas zu kleine afghanische Pumps, einen weißen Haarschleier und darüber einen ausgewaschenen grünen afghanischen Plisseeschleier, wie ihn viele Frauen in der Stadt tragen. Mir war erklärt worden, wie man den Schleier hochklappt, so dass der vordere bestickte, nur bis zu den Knien reichende Teil auf dem Kopf liegt, während der Plisseestoff weiterhin den Rücken verhüllt, und was ich machen muss, wenn das Kopfteil, an dem der ganze Schleier angenäht ist, verrutscht.

»Wenn der Schleier nach hinten rutscht, ziehst du innen an dem kleinen angenähten Stoffläppchen unterhalb des Gitters. Außerdem kannst du dir damit die Nase abwischen, wenn sie tropft. Beim Laufen hältst du mit der linken Hand die Vorderseite zu, damit der Schleier nicht so rumflattert«, hatte mich Bibi Dschan in die Geheimnisse der *Tschadri* eingeführt.

»Eigentlich eine sehr praktische Sache, dieser Schleier«, sagte ich, »man kann darunter so allerhand verstecken: Männer zum Beispiel oder Waffen oder Ausländerinnen wie mich jetzt.«

Nachdem ich fertig angezogen war, band Bibi Dschan meine Jeans, den Pullover, eine Steppjacke und die Stiefel in ein Tuch und drückte mir das Bündel in die Hand. Meine Papiere wie Pass, Abiturzeugnis und Studienbuch, dazu Taschentücher, meine Zahnbürste, Zahncreme, Creme, Kopfschmerztabletten und afghanisches Geld hatte ich in meiner kleinen afghanischen, ledernen Umhängetasche. Diese verbreitete einen einmaligen, typischen, herb-süßlichen Geruch, der von der traditionellen Art des Gerbens herrührte und Jahrzehnte anhält.

Im Hof wartete schon ihr Sohn und mahnte zur Eile. Es war kurz vor halb sieben, und die Sonne ging eben auf hinter den Bergen östlich von Kabul. Wir verabschiedeten uns herzlich

voneinander, und die Zurückbleibenden wünschten uns alles Gute. Dann stieg ich ohne zu zögern in das bereitstehende Taxi. Kommandant Assad-Ullah setzte sich nach vorne zum Fahrer, den ich als den vom gestrigen Abend wiedererkannte.

Verschwunden

Kabul, DDR-Botschaft, 14.3.1984, 8.45 h

»Was machen Sie denn hier?« Der Sicherheitschef der DDR-Botschaft, Genosse Koza, ist heilfroh, dass diese weiblichen Unsicherheitsfaktoren nach sechs Monaten Studienaufenthalt endlich abreisen, und wollte gerade jemanden losschicken, um die Studentinnen von ihrem Haus im Kabuler Stadtteil *Wasir Akbar Chan* abzuholen und zum Flughafen zu bringen, damit sie mit der für 10.00 Uhr geplanten *Aeroflot*-Maschine über Taschkent und Moskau nach Berlin zurückfliegen würden.

Er schaut in zwei völlig abgehetzte, verzweifelte Gesichter und ahnt Schlimmes.

»Kerstin ist nicht da. Wir haben sie schon überall gesucht, aber sie ist einfach weg, wie vom Erdboden verschluckt.« Katrin und Julia versuchen, ihre aufkommende Panik zu beherrschen.

»Wie, sie ist nicht da? Was soll das heißen?« Genosse Koza schaut fragend von einer zur anderen.

»Sie war heute Morgen nicht in ihrem Zimmer. Ihre Koffer stehen alle da, aber sie ist weg.« Julia streicht sich nervös eine Haarsträhne aus dem Gesicht.

»Seit wann ist sie weg?«, fragt er.

»Gestern Abend, halb sieben ist sie weggegangen«, antwortet Katrin leise.

»Wohin? Wissen Sie das?«, hakt Koza nach.

Katrin überlegt, wie sie es sagen soll, ohne sich dabei selbst allzu sehr zu belasten. Wenn sie zugibt, dass sie es weiß, sitzt sie ziemlich in der Klemme.

›Wenn ich das dem jetzt sage‹, denkt sie schuldbewusst, ›bin ich erledigt. Wieso habe ich mich da auch mit reinziehen lassen, ich hätte es gleich melden sollen. Aber sie hatte mich in der Hand wegen unseren verbotenen Beziehungen zu den Palästinensern. ›Sag niemandem was davon, sonst haben wir den größten Ärger, den du dir vorstellen kannst‹, hatte sie mir angedroht. Katrin steigen die Tränen in die Augen. Scheinbar unendlich langsam sagt sie schließlich: »Sie wollte sich noch von jemandem verabschieden.«

»Von wem? Nun sagen Sie es doch endlich, Herrgott nochmal!«

»Von einem Bekannten von der BRD-Botschaft.« Die drei Buchstaben der Abkürzung bleiben ihr fast im Halse stecken.

»Was wissen Sie noch davon?«

»Sie hatte seit einiger Zeit diesen Freund, ging manchmal zu ihm hin, mehr weiß ich auch nicht.«

»Wo wohnt der?«

»In der vorletzten Querstraße, das vierte Haus auf der rechten Seite.«

»Wie heißt der?«

»Gerd Triller. Aber ich war schon dort. Es ist keiner da. Die tschechischen Nachbarn haben gesagt, dass gestern Abend und am Morgen das Notstromaggregat gelaufen sei, aber sie hätten niemanden gesehen. Dann bin ich zur Pizzeria gerannt, ob sie da ist, weil sie mit dem Besitzer befreundet ist, aber da war auch alles zu. Danach bin ich noch zur BRD-Botschaft, um da nachzufragen, ob die was wissen, aber die sagten, der Triller sei gar nicht in Kabul, er sei auf Urlaub und komme nicht vor Mitte April zurück.«